

# Kapitel I



## Die Begegnung mit dem Träumer

### 1 Die Begegnung mit dem Träumer

Damals lebte ich in New York. Meine Wohnung lag auf einer kleinen Insel – auf Roosevelt Island – mitten im East River zwischen Manhattan und Queens. Das Inselchen wirkte wie ein Schiff, das im Begriff war, abzulegen und auf der Strömung des Flusses hinauszutreiben in die Freiheit der Weltmeere, obwohl es doch tagaus, tagein in der wogenden Dunkelheit des Flusses verharrte. Ich ging ins Schlafzimmer, um den Kindern Gute Nacht zu sagen; sie waren jedoch bereits eingeschlafen. Auf Zehenspitzen ging ich zurück ins Wohnzimmer. Die Stille der Nacht hüllte mich ein; ich fühle mich plötzlich, als gehörte ich nicht hierher – ich fühlte mich wie ein Dieb, der sich in das Leben eines Fremden hineinstiehlt. Ich hielt inne und schaute hinaus auf die Lichterkette entlang der Queensborough-Brücke. Ich empfand sie als kühl und bedrohlich, wie eine kommende Gefahr.

Meine Frau, Jennifer, hatte sich einfach in ihr Zimmer zurückgezogen – und so auf typisch amerikanische Art unseren Ehestreit beendet. Ich war spät nach Hause gekommen an diesem Abend.

Ich hatte auf dem J.F.K.-Flughafen einen Freund abgeholt, den ich geraume Zeit nicht gesehen hatte. Und schon im Moment unserer Begrüßung, augenblicklich, hatte ich das Gefühl, sein Leben sei besser als meines: viel erfüllter und erfreulicher als das meine. Gefühle von Eifersucht, von Neid und blinder Rivalität kamen blitzartig hoch, wie ich sie normalerweise nicht einmal mir selbst gegenüber eingestanden hätte, und mündeten in einen gedankenlosen Wortschwall: in ein zwanghaftes Bedürfnis, ununterbrochen zu reden. Auf der Rückfahrt, im Auto, wurde ich geradezu erfinderisch: Ich ersann eine Lüge nach der anderen und konstruierte eine fiktive

Variante meiner Jahre in New York. Ich schilderte, wie unmöglich es mir sei, auf all die Partys, zu all den Vernissagen und Premieren zu gehen, zu denen ich eingeladen wurde. Ich redete über meine beruflichen Erfolge, über meine Hobbys und vor allem über meine großartige Beziehung zu Jennifer. Allerdings: Meine Worte waren schon tot in dem Moment, in dem sie mir über die Lippen kamen. Tief in meinem Innern erklang ein stummer Schrei der Verzweiflung. Ich ertrank in der Flut meiner Unaufrichtigkeiten. Es war unerträglich, und doch war ich unfähig, das Lügengespinnst zu zerreißen. Je mehr ich versuchte, mich aus dem Dickicht meiner Unwahrheiten zu befreien, desto deutlicher spürte ich, wie unmöglich es mir war. Ich konnte mich von diesem Roboter – von dem Mann, der ich war – nicht trennen. Je mehr mich meine Worte anekelten, desto mehr begriff ich: Es war aussichtslos. Wir waren zu zweit in meinem Körper. Tief im Innern war ich gefangen – als abgespaltene Kreatur. Ein Gedanke, der mich erstarren ließ: auf ewig eingesperrt zu sein als siamesischer Zwilling, als Zentaur, als Zwitter, in einer unbändigen, grotesken Symbiose.

Die Dunkelheit brach herein. Ich merkte, ich war falsch abgebogen. Wir drangen tiefer und tiefer ein in ein Labyrinth schwach erleuchteter Straßen, die zunehmend verwahrloster, dreckiger wirkten. Die Worte erstarben mir auf den Lippen, eisige Stille breitete sich aus und erfüllte den Wagen. Bei schwerem, sintflutartigem Regen wurden wir langsamer und fuhren bald nur noch im Schrittempo. Ich sah die Scheinwerfer eines Autos, das dicht hinter uns fuhr, erhaschte einen flüchtigen Blick auf einen Schatten, der sich unter den Pfeilern eines Straßenübergangs bewegte, richtete den Blick dann auf meinen Freund – und erstarrte. Er zitterte! Sein Gesicht war von Angst verzerrt. Ich beschleunigte. Mein Herz schlug heftig und ich bog instinktiv in die erstbeste Straße ein. Mit scharfem Ausscheren konnte ich gerade noch einer Gruppe Stadstreicher ausweichen, die sich um ein Feuer in einem Ölfass drängten. Die Schatten der Gebäude klafften auf wie monströse Rachen, bereit, uns zu verschlingen.

Der gellende Lärm einer Sirene zerschnitt die Luft. Ich warf nervöse Blicke in den Rückspiegel, auf den Wagen, der uns folgte, bis ich sah, dass dessen Lichter schwächer wurden und in der Dunkelheit verschwanden. Und endlich hatte ich einen sichereren Stadtteil erreicht und erkannte einige Straßen wieder, die uns schließlich nach Hause brachten.

Ich habe diesen Freund nie wiedergesehen.

Zusammen mit einem enorm großen schwarzen Mann nahm ich den Aufzug nach oben zum 17. Stockwerk; sein Gebrabbel verfolgte mich den ganzen Weg bis zu meiner Wohnung. Damals war Roosevelt Island Teil eines sozialen Integrationsexperiments; deshalb war es nicht ungewöhnlich, auf behinderte Menschen zu treffen, die hier mit ihren Betreuern wohnten.

Mich empfing der Anblick von Jennifer; die von großen Lockenwicklern befreiten Haare ringelten sich um ihr Gesicht wie die Schlangen der Medusa. Sie fuchtelte mit einer Zigarette zwischen ihren Fingern herum, während sie Schimpftiraden losließ und im Zimmer auf- und abging. Das war – im Spiegel meines eigenen Lebens – mein endgültiger, unvergesslicher Eindruck von ihr. Ich spürte die große Leere zwischen uns und einen jähen Daseinsschmerz, als sei das Narkotikum, das mich jahrelang betäubt hatte, schließlich zu Ende gegangen. Die Wohnung, meine Beziehung mit dieser Frau und alles, worauf mein erstarrter Blick fiel, sprachen von beharrlicher Mittelmäßigkeit. Entscheidungen, von denen ich geglaubt hatte, sie seien meine eigenen – seien Ausdruck meiner Persönlichkeit –, entpuppten sich als Fallen, aus denen es für mich kein Entkommen gab.

Das war nicht das Leben, von dem ich geträumt hatte. Meine eigene Unfähigkeit ekelte mich an. Verzweiflung überflutete mich, ertränkte meine Lügen und Kompromisse und spülte mich an ein trostloses Gestade. Ich bettete meine Stirn auf meine Arme, und der Schlaf vertrieb meine Trauer.

Das Innere der Villa war in Dunkelheit getaucht, die im Begriff war, von der beginnenden Morgendämmerung aufgelöst zu werden. Am Ende der großen Halle nahm ein antikes Gemälde die ganze Wand ein. Im dämmrigen Licht konnte ich gerade noch eine Waldszene mit einer träumenden Gestalt in der Mitte ausmachen. Wie das Gemälde, so war auch alles andere an und in diesem Raum – vom Mobiliar bis zu seinem Baustil – durchdrungen von ausgeprägter, intensiver Schönheit. Es war für mich sehr seltsam, in dieser ungewissen Zeit zwischen Nacht und Dämmerung in dieser Villa zu sein; doch es überraschte mich nicht. Alles schien vertraut, obwohl ich mir sicher war, hier noch nie zuvor gewesen zu sein.

Die Villa war still, wie tief in Gedanken versunken. Ich stieg die alten Steinstufen empor und gelangte zu einer Holztür. Ich bemerkte, dass ich elegant gekleidet war – wie für ein Treffen mit einer unbekanntem Autoritätsperson. Ich erinnere mich nicht, was genau mich verdross; doch ich war ängstlich und mürrisch. Emotionen tobten in mir und nährten innere Monologe wie trockene Zweige ein Feuer. Ich zog meine Schuhe aus und ließ sie am Eingang stehen. Das schien mir vollkommen natürlich, notwendig und vertraut. Es war offensichtlich Teil eines Rituals, das ich bei vielen anderen Gelegenheiten schon praktiziert hatte. Ich hatte das Gefühl, schon zu wissen, was mich hinter dieser Tür erwartete, obwohl ich nicht die leiseste Ahnung davon hatte. Als ich jedoch anklopfte, hatte ich so eine Vorahnung und spürte Angst, als ob irgendetwas in mir schon Bescheid wüsste. Ohne auf Antwort zu warten, drückte ich die schmiedeeiserne Klinke herunter und stieß die Tür auf. Ich blickte kurz zum offenen Kamin. Die blendende Helligkeit der Flammen schmerzte in meinen Augen, so dass ich beiseiteschauen und heftig blinzeln musste, um nicht zu weinen. *Er* stand neben dem Kamin, wandte mir den Rücken zu; der Schatten Seines Profils zeichnete

sich auf der Wand ab. Der Raum – vom Licht des Feuers großenteils im Dunkeln gelassen – verfügte über eindrucksvolle Gewölbe; sie umrahmten alte Fenster – wie steinerne Augenhöhlen mit weit geöffneten Augen, die in die Nacht hinausblickten. Durch die ostwärts gerichteten Fenster konnte ich einen Teil vom Himmel sehen, gefärbt von den zarten Farben der Morgendämmerung.

Ich hatte erst ein paar vorsichtige Schritte über die weite Fläche des weiß gefliesten Bodens gemacht, als Seine Stimme mächtig und furchterregend erscholl, meine Bewegungen erstarren ließ und meine Gedanken betäubte.

„*Du bist in einem fürchterlichen Zustand!*“, sagte Er, ohne sich umzudrehen und mich anzusehen: „*Ich kann das an der Art spüren, wie du hereinkamst, an deinen Schritten. Du bist ein einziges Chaos – eine haltlose und maßlose Ansammlung von Gedanken und Emotionen. Wohin willst du in diesem Zustand? So in tausend einzelne Stücke zersplittert, wie du bist, schaffst du es kaum, dein Dasein als Angestellter zu bewältigen.*“

„Ich bin kein Angestellter“, konterte ich und hob die Stimme, als wolle ich mich gegen einen plötzlichen körperlichen Angriff wehren. Wer auch immer dieser Mensch war, mir schien es angebracht, die Fronten zwischen uns halbwegs abzustecken. Doch – wie gedämpft von einer gepolsterten Wand – ging die Wirkung meiner Worte unter. Eine seltsame Angst ergriff mich; so brachte ich kaum die nötige Stimme auf, um zu erwidern:

„Ich bin Manager.“

Das Schweigen, das nun folgte, breitete sich gewaltig aus und durchdrang meinen innersten Kern. Irgendwo in meinem Inneren ertönte hämisches Gelächter – und ich verharrte schmerzhaft im Zweifel darüber, welcher Anteil von mir spottete und welcher Anteil verspottet wurde. Danach – es dauerte, wie mir schien, eine Ewigkeit – hörte ich erneut die Stimme:

„*Wie wagst du es, Ich zu sagen?*“ Er sprach mit so viel Verachtung, dass es mich wie ein Schlag ins Gesicht traf. „*In meiner Welt ist, ‚Ich‘ zu sagen, wie ein Selbstmord. Ich, das ist der Konflikt, den du in dir trägst ... Es ist eine Unmenge von Lügen. Jedes Mal, wenn du eines deiner kleinen Ichs aussprichst, lügst du. Nur jemand, der sich selbst kennt, nur jemand, der sein eigenes Leben meistert ... nur wer echten Willen hat, der kann Ich sagen.*“

Nach einer Pause fuhr Er noch bedrohlicher fort: „*Wenn ich dich jemals wieder Ich sagen höre, dann darfst du niemals mehr hierher zurückkommen!*

*Beobachte dich selbst ... Entdecke, wer du bist!*

*Ein Teil der Masse zu sein bedeutet, in einem unwirklichen, unentrinnbaren System aus falschen Überzeugungen und Lügen festzusitzen, die du dir selbst ersonnen hast. Mangelnde Einheit hält den Menschen gefangen in Unwissenheit, Angst und Selbstzerstörung. Sie verursacht in der Außenwelt Krankheit, Entwürdigung, Gewalt, Grausamkeit und Krieg.*

*Die Welt ist – wie du sie träumst – ein Spiegel. Dort draußen entdeckst du deine Spiegelung, die Welt, die du erzeugt, die du erträumt hast. Dort draußen kannst du dich selbst finden! Los, geh hinaus in die Welt und verstehe, was du bist. Du wirst entdecken, dass andere das gespiegelte Abbild der Lüge sind, die in dir lebt, deiner Kompromisse und deiner Ahnungslosigkeit.*

*Verändere dich! – und die Welt wird sich verändern.*

*Du erschaffst eine kranke Welt – und dann packt dich die Angst vor deiner eigenen Schöpfung, vor dem, was du selbst hervorgerufen hast. Du hältst die Welt für eine objektive Tatsache ... doch die Welt ist so, wie du sie erträumst. Geh in die Welt und akzeptiere dich selbst. Triff die Armen, die Gewalttätigen, die Aussätzigen, die in dir leben. Akzeptiere sie ... Weiche ihnen nicht aus, gib ihnen keine Schuld ... Liefere dich deiner Welt aus. Geh und lass bewusst gelten, was du dir da erschaffen hast: eine unnachgiebige, unwissende, leblose Welt.*

*Die Kraft des Menschen liegt in seiner Fähigkeit, sich selbst zu beherrschen und sich gleichzeitig sich selbst zu ergeben.“*

Unvermittelt nahm Seine Stimme einen scharfen Befehlston an.

*„In meiner Gegenwart ... Stift und Papier! Vergiss das niemals.“*

Sein Kommandoton und der jähe Themenwechsel brachten mich aus der Fassung. Und dann wandelte sich meine Verwirrung in Angst und in Panik. Mir war, als hinge eine tödliche Bedrohung über mir, als ich Seine in furchterregendes Zischen verwandelte Stimme hörte:

*„Dieses Mal musst du schreiben. Stift und Papier werden deine Rettung sein. Meine Worte aufzuschreiben, ist die einzige Art, nicht zu vergessen ... Schreib! Das ist der einzige Ausweg! Deine einzige Chance, die Bruchstücke deines Seins wieder zusammenzufügen.“*

Dann – als wäre Er nie vom Thema abgewichen – griff Er meine letzte Behauptung auf:

*„Ein Manager ist ein Angestellter, der sich abmüht, an das zu glauben, was er tut; er zwingt sich, daran zu glauben ... er ist der Hohepriester eines Kultes – wie mittelmäßig der auch sein mag –, der ihm ein Zugehörigkeitsgefühl und die Illusion eines Ziels vermittelt. Aber selbst das hast du nicht. Was du hast, Gedanken und Emotionen, sind amorphe Bruchstücke des Seins – ‚du‘ ist ein bedeutungsloses, dem Universum ausgeliefertes Bruchstück.“*

Die Worte ergossen sich über mich wie ein Kübel kalten Wassers. Mir war plötzlich eiskalt. Tiefe Beschämung, wie ich sie in meinem ganzen Leben noch nie erlebt hatte, begann mich zu erfüllen, langsam und grausam. Ich zuckte beim Ton Seiner Stimme zusammen; sie war so unglaublich nah, dass ich Seinen Atem spüren konnte: ein heißes, trockenes Murmeln.